**Lesepredigt zu Apostelgeschichte 2,1-18**

Sie ist ein wenig wie Kino im Kopf, diese Pfingstgeschichte: Vielleicht sehen wir es ja vor uns: das Haus in Jerusalem mit den verschlossenen Fenstern und Türen. Drinnen eine Schar von verunsicherten Menschen, die sich aus lauter Angst dort verkrochen haben. Ihr Anführer und Meister ist nicht mehr bei ihnen. Auf sich allein gestellt haben sie offenbar keinen Plan, wie es nun weiter gehen soll. Mit ihnen selbst und mit der großen Sache, für die sie einmal alles aufgegeben haben. Angst und Ratlosigkeit machen sich breit. Bis urplötzlich ein geheimnisvolles Brausen anhebt und das ganze Haus durchdringt. Als dann auch noch Feuerzungen erscheinen, die langsam auf die Ängstlichen niedergehen, müsste im Haus eigentlich vollends Panik ausbrechen. Doch genau das Gegenteil geschieht. So jedenfalls erzählt es uns die Apostelgeschichte. Dass ihre Pfingstgeschichte aber so anders klingt als die des Evangelisten Johannes macht stutzig. Unser Kino im Kopf bekommt eine Bildstörung. Brausen und Feuerzungen hier, der auferstandene Jesus dort. Das Reden in fremden Sprachen hier, die Aussendung durch Jesus dort. Was stimmt denn nun? Vielleicht sind die verschiedenen Bilder, die nicht so recht zusammenpassen, ja ein Hinweis darauf, dass das Pfingstereignis eben doch kein historischer Dokumentarfilm ist. Dass hier vielmehr Menschen beschreiben, wie sie Pfingsten erlebt haben. In ihren eigenen Bildern, Geschichten und Empfindungen. Oder anders gesagt: Da versuchen Menschen zu verstehen, was sich nur so schwer verständlich machen lässt: Wie der Geist Gottes bei ihnen gewirkt hat. Bei ihnen selbst. In ihrer Gruppe, ihrer Christengemeinde. Damals!

Und heute? In welchen Bildern beschreiben wir wohl das Wirken des Geistes? Oder ist der biblische Pfingsttag eine nette Geschichte, die noch unser Herz erwärmt? Die aber kaum noch eine Bedeutung hat für unser Leben, unsere Gruppe, unsere Gemeinde? Wir bekennen Gottes Geist zwar mit jedem Kreuzzeichen, das wir machen. Aber ist er wirklich noch spürbar in unserem Leben, unserem Alltag, der Familie, in unserem Job? Was es uns oft so schwer macht mit Gottes Geist ist ja, dass er so wenig greifbar erscheint. Dass er sich nicht in Paragraphen und Ausführungsbestimmungen fassen lässt. Dass ich nicht sagen kann: Wenn dies und das erfüllt ist, dann habe ich ihn. Gottes Geist kennt keine Standards. Die Menschen, die in Jerusalem ratlos im Haus sitzen, haben wahrscheinlich nicht mit ihm gerechnet. Vielleicht haben sie ihre Situation rational analysiert. Haben festgestellt, dass in ihrer Umgebung jede Menge Fremde sind. Menschen, die sie nicht kennen und deren Sprache sie nicht sprechen. Von denen sie nicht wissen, was sie wollen und denken. Die ihnen vielleicht sogar feindselig gegenüber stehen. Gründe, still sitzen zu bleiben und die Fenster geschlossen zu halten, gäbe es genug. Doch stattdessen überwinden sie ihre Angst und setzen sich aus. Und vielleicht ist ihnen erst im Nachdenken bewusst geworden: Genau da haben wir ihn gespürt: Gottes Geist. Ich bin sicher, dass er noch immer zu erspüren ist, wo Menschen sich wirklich begegnen. Von Seele zu Seele. Nehmen wir einen Arzt, der die Diagnose „Unheilbar“ übermitteln muss. Er kann das mit medizinischen Erläuterungen und detaillierten Therapieplänen machen. Das ist sein Job. Vielleicht wird er aber auch die Seelennot dieses Sterbenskranken spüren und sich davon berühren lassen. Dann wird er ihm nicht nur als Fachmann, sondern als Mensch begegnen, der sich auch selber verletzbar macht. Von Seele zu Seele.

Der geistliche Lehrer Henri Nouwen hat einmal eine solch berührende Begegnung mit einem seiner Studenten beschrieben: „Wir setzten uns einander gegenüber und unterhielten uns ein wenig über den Verlauf unseres Lebens im vergangenen Jahr. Dann wurden wir allmählich stiller und schwiegen. Es war kein Schweigen, das uns verlegen machte, sondern ein Schweigen, das uns einander näher bringen konnte. Während das Schweigen ringsum tiefer wurde, spürten wir mehr und mehr, wie eine Gegenwart uns umfing. Und als tiefer Friede den Raum zwischen uns erfüllte, sagte er stockend: ‚Wenn ich sie so anschaue, ist es, als wäre ich in der Gegenwart Christi.‘ Ich konnte nur sagen: ‚Christus in Ihnen ist es, der Christus in mir erkennt.‘ ‚Ja‘, sagte er, ‚er ist wirklich mitten unter uns.‘ Und dann sprach er die Worte, die als die heilträchtigsten Worte in meine Seele fielen, die mir seit vielen Jahren zu Ohren gekommen waren: ‚Von nun an ist, wohin Sie auch gehen oder wohin ich auch gehe, alles Land zwischen uns heiliger Boden.‘“[[1]](#footnote-1)

Wo eine Begegnung der Seelen möglich wird, so scheint es, da wird er auch spürbar: Gottes Geist. So schwer greifbar und doch so wirkmächtig. Gesagt haben sich die beiden fast nichts mehr. Und dennoch waren sie, der Professor und sein Student, miteinander in einem intensiven Zwiegespräch. Sie verstanden sich jenseits aller Argumente. Ein jeder hörte den anderen in seiner Sprache reden, heißt das in unserer Geschichte. Natürlich kann man das auch als Sprachwunder verstehen. Man kann es bibeltheologisch deuten als ein Zungenreden in Ekstase. Doch man kann darin eben auch lesen, dass tiefes gegenseitiges Verstehen gar nicht das Ohr eines Menschen braucht. Vielleicht nicht einmal seinen Verstand. Tiefes Verstehen wird nur gelingen, wenn ich auch das Herz des Anderen erreichen kann. Wo wäre Gottes Geist wohl eher zu spüren, wenn nicht hier?

In einem Gebet der Kirche heißt es dazu auch: „Dein Geist bewegt die Herzen, wenn Feinde wieder miteinander sprechen, Gegner sich die Hände reichen und Völker einen Weg zueinander suchen. Wenn der Wille zum Frieden den Streit beendet, Verzeihung den Hass überwindet und Rache der Vergebung weicht.“ So, wie es gerade in der Welt aussieht, hat Gottes Geist es ziemlich schwer, die Herzen zu erreichen. Machen wir einen Anfang und lassen uns von ihm bewegen.

(*Martin Wolf, Pastoralreferent im Bistum Speyer*)

1. Henri J.M. Nouwen, Der dreifache Weg, Herder: Freiburg 1984, 39 [↑](#footnote-ref-1)